

## Die Sozialdemokratie „Zeit“gemäß erklärt

von Uli Schöler

2013 war für die deutsche Sozialdemokratie nicht nur das Jahr einer schwierigen Wahlauseinandersetzung mit mäßigem Ausgang. Es war auch das Jahr, mit Veranstaltungen, Büchern, Broschüren und Ausstellungen ausgiebig das eigene 150-jährige Parteijubiläum zu feiern. Anschauungsmaterial über Wesen und Charakter der Sozialdemokratie wurde also reichlich geboten. Dennoch bleibe die Partei, so lasen wir es Mitte Mai in einem ganzseitigen Portrait der ehrwürdigen Zeit, irgendwie ein Rätsel. Grund genug, dass sich der für die SPD-Beobachtung zuständige Hauptstadredakteur des Blattes daran machte, seine Leserinnen und Leser aus dieser Orientierungslosigkeit zu befreien. „Die Sozialdemokratie versteht nur, wer ihre Idealtypen kennt“ – so werden sie in der Unterüberschrift seines Textes dann behutsam an die Hand genommen, um sich mit ihm, dem Redakteur, dem Sozi, dem unbekanntem Wesen, in seinen verschiedenen Ausprägungen Schritt für Schritt anzunähern.

Sechs Idealtypen hat der Autor ausgemacht, mit denen er uns das Wesen der Sozialdemokratie verständlich machen möchte. Da finden wir zunächst, das leuchtet sicher ein, den *Durchschnitts-Sozi*. Dass vom dem nicht allzu viel zu erwarten ist, liegt auf der Hand, sonst wäre er ja schließlich nicht Durchschnitt. Aufgrund der präzisen Feldstudien des beobachtenden Schreibers wissen wir nun, dass der Genannte „gern auf Kreppsohlen und im Rollkragenpullover die Welt verbessert“. Igitt – das klingt arg verstaubt nach siebziger Jahre. Wer möchte schon zu denen gehören, die in dieser Zeit stehen geblieben sind? Aber seine Feldforschung hat noch mehr zu bieten. Die Durchschnitts-Sozi-Frau kommt „schuhtechnisch flachergelegt“ daher als ihre Pendants bei

Union und FDP. Ein Schelm, wer hier unterstellt, dass *high heels* die Phantasie des journalistische Betrachters in Sachen Flachlegen von Parteiaktivistinnen stärker beflügeln würden. Über das männliche Sozi-Pendant erfahren wir, dass es die Frage, ob man sein Jacket ablegen dürfe, für bürgerlich-liberales Geschwätz hält (merke: ein Journalist weiß, was sich gehört). Aber schlimmer noch – das gilt auch für die Forderung nach Steuerersenkungen (was offenbar ein sozialdemokratisches Grundanliegen zu sein hätte, das auch Journalisten wie ihm gefiele). Wem das nicht reicht, um sich in sicherer Distanz zum Durchschnitts-Sozi zu bewegen, dem wird noch gesagt, dass dieser sich dem Trend zum Nichtrauchen ebenso erfolgreich verweigert hat wie der – längst überfälligen – Umstellung von Bier- auf Weingenuß. Prolet bleibt halt Prolet.

Dass die Partei mit dem Durchschnitts-Sozi nicht aus ihrer Talsohle kommen konnte, das versteht sich nach dieser einfühlsamen Beobachtung von selbst. Aber reißt es dann wenigstens der *Milieu-Sozi* raus? Leider auch hier – so der Befund – wohl eher ein Nein. Als die Verkörperung dieses Idealtyps wird uns per Bild Klaus Wiese, im Text dagegen Gerhard Schröder präsentiert, eine interessante Paarbildung. Der eine weiß, wie man Beton rührt (das ist selbstverständlich nicht – es geht ja ums Milieu – politisch gemeint), der andere, wie Fensterkitt schmeckt. Letzteres ist für den Milieu-Sozi sogar von Vorteil: „Dann darf er Brioni-Anzüge tragen, Cohiba rauchen, mit den Traditionslinien der Partei brechen und nach Dienstschluss für einen Russen arbeiten, der Frauen wegsperren lässt, die in Kirchen singen. „So dürfte auch der Werdegang von Steinbrücks Schattenarbeitsminister schon in groben Zügen vor-

gezeichnet sein, egal, was die Koalitionsverhandlungen noch bringen.

Immerhin: Wenigstens der *Kopf-Sozi* hat etwas mehr zu bieten. Er kommt nämlich aus einem bürgerlichen Elternhaus (der mit dem Wirken der Sozialdemokratie einhergehende Bildungsaufstieg der unteren Schichten ist offenbar an der Partei selbst spurlos vorüber gegangen). Ein Typ wie er (repräsentiert durch Klaus von Dohnanyi) ist in diese Partei eingetreten, weil er „irgendwas Ideelles“ an ihr gut fand. Dazu gehört z. B. die Idee der Überwindung der Klassengesellschaft ebenso wie schlicht die, „den Snobs aus seiner Klasse sagen (zu) dürfen, wo es lang geht“ (ein unter Journalisten zum Glück längst überwundenes Relikt bei der Bekämpfung eigener Minderwertigkeitskomplexe). Er, der Kopf-Sozi, ist dagegen ein notorischer Nonkonformist und Kollektivskeptiker und zeichnet sich durch ungeheures Selbstbewusstsein aus: „Sich in eine Idee einbetten, die größer ist als er selbst, kann er gar nicht, weil er größer ist als jede Idee“, was er auch gerne zur Schau trägt. Das ist verständlicherweise gerade für die für ihre sprichwörtliche Bescheidenheit bekannte Kohorte der Hauptstadtjournalisten schwer zu ertragen.

Kam schon die Durchschnitts Sozi-Frau im bisherigen Text nicht besonders gut weg, so wiederholt sich dieses traurige Bild leider auch beim vierten Idealtypus, der *ASF-Frau*. Dafür ist diese aber – individuell – auf den ersten Blick gleich gut zu erkennen: „Dass man auch ohne Henna gefärbte Kurzhaarfrisur ASF-Vorsitzende werden kann, ist ein Gerücht, das Elke Ferner, die aktuelle Chefin, nicht bestätigen kann.“ Kollektiv betrachtet, als organisierte Frau, ist es der ASF-Aktivistin dagegen als erster Frau gelungen, in der Organisation der SPD komplett zu verschwinden. Quereinsteigerinnen oder gar Siebenfachmütter kennt das gemeine ASF-Mitglied schon gar nicht. Wen wundert's, dass auch

hier der wohlgefällige Blick unseres Schreibers eher in andere Richtungen schweift.

Eine Partei wäre keine Partei, hätte sie keine *Abweichler*, Typus Nr. 5, zu bieten. Abweichlertum gilt – so unser Parteierklärer – bei der SPD sogar als Karriere-Option. Der Abweichler besitzt nämlich die wunderbare Fähigkeit, das komplette Spektrum der SPD zu durchwandern, ohne sich dabei einen Millimeter bewegen zu müssen. Als wahrer Dialektiker erweist sich der Autor, wenn er – obwohl er seine präzise und differenzierte Wahrnehmung hinter dem Begriff der Irritation versteckt – uns dieses Phänomen griffig erklärt: „An dem Begriff irritiert, dass meist nicht der Abweichler abweicht, sondern die SPD.“ Auf diese kluge, ja tiefenpsychologisch durchdringende Weise gelingt es ihm, so unterschiedliche Lebenswege wie die von Oskar Lafontaine, Ottmar Schreiner oder Florian Pronold in einem Idealtypus zu vereinen. Wer hier darauf pochen wollte, dass deren Lebenswege so manche Unterschiede und Bruchlinien aufzuweisen haben, würde wohl nur seine Ahnungslosigkeit zur Schau stellen.

Zu guter Letzt das Schreckensbild noch jedes wohlmeinenden Journalisten, der sich in die Niederungen des realen Parteiendaseins begeben hat: der *Funktionärs-Sozi*. Er wird verkörpert durch – na wen wohl: die Bürgerschreck-Figur Ralf Stegner. Ja, da schaudert's noch jeden *Zeit-Leser* zu Hause auf der Couch. Denn wer weiß nicht, dass sich hinter diesem sechsten Typus in seiner Verallgemeinerung all das Übel verbirgt, das eine Partei wie die SPD immer aufs Neue zurückschmeißt? Er hält sie davon ab, sich auf den Weg des doch vorgezeichneten Erfolgs zu begeben, würde sie sich nur auf all die abgewogenen Ratschläge ihrer journalistischen Ratgeber ein- und verlassen. Aber da steht halt an jeder Ecke dieser Funktionärs-Sozi im Weg. Ein Typus, der, so lesen wir, so viel weiß,

weil er viele Bücher hat und viele andere seiner Sorte kennt, die auch viele Bücher haben. Der Autor sagt es nicht, doch schimmert die Vermutung durch, dass es allerdings mit der Lektüre seiner zur Schau gestellten Bände nicht so weit her ist. Der Funktionärs-Sozi trifft sich nämlich gern und oft mit Seinesgleichen, „weil sie dann in der renovierten Altbauwohnung gemeinsam unverstellt links sein können“ (während der Hauptstadtjournalist am Abend nach der Mühsal des Tagwerks mit einem bescheidenen Glas Wein von einem 4 Quadratmeter Plattenbaubalkon seinem Nachbarn von gegenüber zuprostet – ob er da auch unverstellt rechts sein kann?).

Was diese lebensfremden Debatten im Sozi-Altbau (an denen er offenbar schon einmal teilnehmen durfte und sich fürderhin mit Schaudern abgewendet hat) für den wohlmeinenden Betrachter so unerträglich macht ist, dass sich unser Funktionärs-Sozi dort nur die Bestätigung für das holt, was er vorher schon wusste: „Die SPD kann Wahlen nur gewinnen, wenn sie mit dezidiert linkem Profil antritt. Wenn sie so ist, wie der F. gerne wäre.“ Diejenigen hingegen, die nicht in jedem zweiten Satz „soziale Gerechtigkeit“ sagen (die aus Sicht unseres Autors leider allzu selten anzutreffenden Sozialdemokraten, wie er sie sich wünscht), sind dem Funktionär natürlich vor allem dann suspekt, wenn sie in Umfragen auch noch hohe Beliebtheitswerte erreichen. Er dagegen predigt in Talkshows und Zeitungsinterviews so lange den reinen sozialdemokratischen Glauben, bis auch der letzte Wechselwähler (das dürfte der Autor selbst gewesen sein), davon abfällt.

### **Ressentiments und Vorurteile als Schreibvorlage**

Soweit – in gerafften Zügen – der Text, den uns die *Zeit* Mitte Mai auf einer ganzen Seite zum 150. Parteijubiläum präsentierte.

Nun könnte man sicher achselzuckend darüber hinweggehen, schließlich handelt es sich um ein schludrig dahin geworfenes Stück alltäglichen Journalismus mit wenig intellektuellem Tiefgang, dafür umso reicher an boulevardesken Stammtischstereotypen. Journalistisch anspruchsvoll ist das Stück schon deswegen nicht, weil sich der Autor nicht entscheiden konnte, ob er tatsächlich eine beobachtende Reportage oder aber eine Satire präsentieren wollte. So ist ein schlechter Mix von beidem entstanden, in dem der Zustand der SPD allenfalls über das Stilmittel des wohlfeilen Gags beschrieben, aber keineswegs analytisch sezierend erklärt wird. Auf diese Weise wird sie noch nicht einmal – auch dies wäre ja ein legitimes Stilmittel gewesen – deftig satirisch karikiert und damit – möglicherweise – zur Kenntlichkeit hin entkleidet (schließlich ist der Spiegel der Karikatur nicht weniger nahe an der Wirklichkeit als die ein analytischer Text). Der eingangs postulierte Anspruch, „die Sozialdemokratie versteht nur, wer ihre Idealtypen kennt“, erweist so seinen Erklärungsgehalt ungewollt in eine ganz andere Richtung: „Die journalistischen Erzeugnisse von Hauptstadtkorrespondenten versteht nur, wer ihre Ressentiments und Vorurteile kennt.“ Denn dafür ist dieser Artikel ein doch herausragendes Beispiel: Selten hat ein politischer Journalist diesen Ressentiments und Vorurteilen gegenüber dem ihm ressortintern zugewiesenen „Objekt“ seines beobachtenden Schreibens so freien Lauf gelassen.

*So what?* Nicht ganz. Abgesehen davon dass sich die Zeit besseren Journalismus leisten können sollte, offenbart dieses *Highlight* doch mehr über den aktuellen Zustand des Verhältnisses von Politik und Journalismus, als man auf den ersten Blick meinen könnte. Den Müttern und Vätern des Grundgesetzes war es noch ein selbstverständliches Anliegen gewesen, den Parteien im Rahmen der

politischen Willensbildung innerhalb unseres Verfassungsgefüges (in Art. 21) eine zentrale Mitwirkungsfunktion zuzuschreiben. Zugleich hatten sie mit der Inkraftsetzung einer unbeschränkten Pressefreiheit in Art. 5 eine wichtige Lehre aus der Vergangenheit gezogen und einer freien Presse einen vergleichbar wichtigen Platz im demokratischen Machtgefüge eingeräumt. Daraus hat sich ein jahrzehntelang gepflegtes, nie spannungsfreies, aber doch überwiegend respektvolles wechselseitiges Verhältnis von Politik und Journalismus entwickelt, bei dem sich beide Seiten ihrer Verantwortung für das Gemeinwesen als Ganzes bewusst blieben. Dieses Verhältnis hat sich gewandelt. In den Augen eines nicht unbeachtlichen Teils der Berliner journalistischen Szenerie gelten Mitglieder und mittlere Funktionsträger (sprich vorrangig die, die auf den unteren und mittleren Ebenen – häufig ehrenamtlich – engagiert für ihre Parteien engagiert unterwegs sind) nur als lästige Bremserin ihren Parteien. Sie hindern so die politischen Akteure an der Spitze daran, das „Richtige“ zu tun. Das Richtige ist natürlich das, was in der Kohorte des Berliner Mainstream-Journalismus für richtig befunden wird und im Zweifel seine höheren Weihen durch die wöchentlich erhobenen demoskopischen Befragungsergebnisse bekommt. Demokratische Willensbildung von unten, auch in und über Parteistrukturen, ist in diesem Szenario eigentlich nicht vorgesehen, allenfalls lästiges Beiwerk. Das gilt wohl auch für die Entscheidung dieser Partei, die Mitgliedschaft über den Weg in eine Koalition entscheiden zu lassen. Dieser Befund über das heutige Verhältnis von Journalismus und Politik muss beunruhigen.

Festzuhalten bleibt: Der Zustand der deutschen Sozialdemokratie im Wahljahr war und ist sicher gelegentlich beklagenswert – der solcher Produkte des deutschen Hauptstadtjournalismus ist allerdings allen-

falls erbärmlich zu nennen. Also kein Trost nirgends? Doch: Wenige Wochen später berichtete derselbe Autor von seiner berauschenden Testwagen-Fahrt Anfang Mai „von den Grünen-Wählern zur FDP“, zu deren Bundesparteitag: „Als Nürnberg in Sicht kommt, ein Selbsterfahrungsschock: Ich bin als Tom Cruise gestartet und komme als Philipp Rösler an.“ Was mit dem FDP-Vorsitzenden bei und nach der Wahl geschah, wissen wir. Und was macht unser Autor so? Genau, er gefällt sich seitdem im wohlfeilen FDP-bashing. Kostprobe: „Die FDP kann wieder feste Nahrung zu sich nehmen ... Und in ganzen Sätzen redet sie auch bereits wieder ...“ Wie wär’s stattdessen mit einer kleinen Schreib- oder gar Denkpause? ■

⇨ Uli Schöler (\*1953) ist Professor für Politikwissenschaften an der Freien Universität Berlin. Der Volljurist arbeitet hauptberuflich im Deutschen Bundestag. Der Text gibt ausschließlich seine persönliche Auffassung wieder. ulrich.schoeler@bundestag.de